

Die Konzeption der Schlacht von eidgenössischer Seite

Objekttyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Freiburger Geschichtsblätter**

Band (Jahr): **60 (1976)**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

5. Die Konzeption der Schlacht von eidgenössischer Seite

Die damalige Eidgenossenschaft mit ihren Zugewandten dürfte bei einer geschätzten Einwohnerzahl von höchstens 600 000 bis 700 000 über mindestens 50 000 bis 60 000 Wehrfähige verfügt haben. Man darf sich diese aber nicht alle als hochqualifizierte, gut ausgebildete Krieger mit Felderfahrung vorstellen. Wenn wir berücksichtigen, wie viele kleinere Kriege und Feldzüge in der Zeit vor dem Burgunderkrieg geführt wurden, kommen wir zum Schluß, daß vielleicht etwa 10 000 bis höchstens 15 000 Krieger vorhanden waren, die regelmäßig, wenn es etwas zu Raufen gab, ins Feld zogen und folglich der Waffenhandhabung gewohnt waren und wohl auch eine gewisse Verbandsschulung im Feldlager genossen hatten. Diese scheinen es gewesen zu sein, die vorwiegend mit dem Langspieß ausgerüstet sein sollten. Die übrigen Eidgenossen waren auch damals friedliche Bauern und Handwerker, die nicht stets als Freiwillige und Söldner ins Feld liefen und wohl zum überwiegenden Teil zu Beginn des Burgunderkrieges keine Felderfahrung hatten. Für Murten dürfte es sich indessen ausgewirkt haben, daß schon für Grandson ein sehr großes Aufgebot von gegen 20 000 Mann ins Feld gestellt worden war, so daß der größte Teil der für Murten ausgezogenen Krieger tatsächlich keine Neulinge waren. Die physische Leistungsfähigkeit der Eidgenossen dürfte sehr unterschiedlich gewesen sein. Unter den halbprofessionellen Reisläufern und den Hirten der Berggebiete dürfte es tatsächlich bärenstarke, ausdauernde und marschgewohnte Leute gegeben haben. Die Bauern des Flachlandes und die Handwerker der Städte dürften im Mittel eher einen geringeren physischen Trainingsstand aufgewiesen haben als eine heutige Truppe. 600 Mann blieben denn auch beim Gewaltmarsch der Zürcher nach Murten zurück.

Die Schwäche des eidgenössischen Heerwesens lag in den finanziellen Belangen. Die Krieger mußten von ihren Gemeinden, Zünften und Korporationen besoldet werden. Ein militärisch organisiertes Feldverpflegungssystem gab es nicht. Der Krieger mußte aus seinem Sold Speise und Trank kaufen, sofern man nicht in Feindesland plündern konnte. Die Gemeinden und Korporationen waren aber nicht in der Lage, ihre Knechte mehr als einige Wochen – bei großen Aufgeboten mehr als einige Tage – zu besolden. Im 17. Jahrhundert kostete es in Bern außerordentliche Mühe, für die Auszüge, die etwa ein Drittel der wehrfähigen Mannschaft ausmachten, eine Geld-

reserve für zwei, später drei Monate zu öffnen. Die Eidgenossenschaft hat folglich aus finanziellen Gründen ihr Wehrpotential nie mehr als etwa zu einem Drittel ausgeschöpft. Man versteht, warum den Geldlieferungen, bzw. Versprechen des französischen Königs so außerordentliche Bedeutung zukam. Man versteht auch die Zurückhaltung der eidgenössischen Orte, drei Monate nach Grandson schon wieder ins Feld zu ziehen. Am selben Tage, an dem Murten eingeschlossen wurde, am 10. Juni, erließ Bern die Aufgebote an seine eigenen Städte und Länder. Die Truppen besammelten sich am 11. Juni in Aarberg, Gümmenen und Laupen hinter Aare und Saane. Ein Angriff burgundischer Truppen, die offenbar versuchten, für den Weitermarsch nach Bern sich der Brücken von Gümmenen und Laupen zu bemächtigen, lieferte schließlich den nötigen Beweis, daß eidgenössisches Territorium angegriffen und damit der *casus foederis* eingetreten sei. Nach dem Sturm vom 18. Juni, als es schien, daß die Besatzung Murten nicht mehr lange aushalten könne, rückte Bern am 19. Juni mit seinem Panner, mit ungefähr 5–6000 Mann über die Saane und lagerte bei Ulmiz, das als Sammelpunkt für alle Kontingente der Eidgenossen und Verbündeten bestimmt wurde. Diese Bewegung, die vorgenommen wurde, um der Besatzung von Murten den Rücken zu stärken, ist für unsere Fragestellung sehr bemerkenswert: Wenn die Berner nun mit bloß 5–6000 Mann vorwärts der Saane, nur 5 Kilometer – eine Marschstunde – von Karls des Kühnen Armeestellung entfernt lagerten und hier das eidgenössische Heer erst besammeln wollten, dürfte daraus geschlossen werden, daß die eidgenössischen Führer das burgundische Heer, seine Bewaffnung und Taktik sehr genau kannten und mit Sicherheit annehmen konnten, daß Karl der Kühne sie in defensiver Stellung erwarten und nicht in der Besammlung angreifen werde.

Die eidgenössischen Kontingente, sowie der Zuzug der Verbündeten trafen vom 19. bis am 22. Juni ein, als letzte die Reiterei von Österreich und Lothringen und schließlich die Zürcher, die nach ihrem berühmten Gewaltmarsch von drei Tagen erst am 22. Juni früh im Lager von Ulmiz erschienen. Leider fehlen genaue Angaben über die Stärke des Heeres und seiner Kontingente. Allgemein sind sich die Quellen einig, daß das Aufgebot eher noch größer gewesen ist als dasjenige von Grandson. Wenn wir die für einige Kontingente durch Reiserödel oder andere genaue Angaben ausgewiesenen Zahlen einsetzen und für die übrigen Kontingente die Zahlen von Grandson

leicht aufgerundet auf die nächste runde Zahl einsetzen, was sicher nicht übertrieben ist, kommen wir für die Stärke des verbündeten Heeres auf mindestens 22 000 bis 24 000 Mann. Dies deckt sich einigermaßen mit der Angabe Molbingers (26 000 Mann; O. 338). Da die andern guten Quellen keine Angaben enthalten, ist die Angabe Molbingers als die beste zeitgenössische Angabe zu betrachten, wobei in der Zahl auch das nichtkombattante Volk der Reiterei inbegriffen sein dürfte. Von Rodt, (Lit. 17) der ein nüchterner und kritischer Historiker gewesen ist, kommt wie wir auf 24 000 Mann. Alle andern Zahlen, die kursieren, müssen als übertrieben angesehen werden. Mutmaßlich wußte an jenem Morgen des 22. Juni, als immer noch Kontingente eintrafen und mindestens noch 3000–4000 Mann Fußvolk aus der Ostschweiz und der Niedern Vereinigung unterwegs waren, niemand so genau, wie stark das Heer wirklich war. *Sicher aber war es an Zahl der Kombattanten dem burgundischen Heere beträchtlich überlegen.*

Es stellt sich somit die Frage, ob das eidgenössische Heer dem burgundischen auch an *Kampfkraft* überlegen war. Dazu müssen wieder einige theoretische Überlegungen gemacht werden. Die schlachtentscheidende Waffe der Eidgenossen war der Langspieß von 5 bis 5½ m Länge aus leichtem federndem Eschenholz. Es ist nicht wahr, was oft behauptet wird, daß die Langspieße so schwer gewesen sind. Häne gibt das Gewicht nach Wägungen im Schweiz. Landesmuseum auf etwa 2½ kg an (Lit. 14, Seite 31, Anm. 1). Nach den Reglementen des 17. Jahrhunderts benötigte ein Langspießer einen Schritt (ca. 70 cm) Frontbreite und 3 Schritt Tiefe (ca. 2 m). Die Illustrationen im Berner Schilling zeigen sehr übereinstimmend die Fechtweise mit dem Langspieß im Verband. Die Spießträger standen mit Schmalseite, mit der linken Schulter gegen den Feind und führten den Spieß horizontal auf Brust- oder Schulterhöhe. Dabei unterstützt der linke Unterarm oft vertikal den Spieß, während der rechte Arm horizontal ausgestreckt dem Spieß an seinem Ende den Druck gibt. Im Kampf mit gefällten Spießen schlossen die Glieder dicht auf, so daß die Spieße von mindestens vier Gliedern in die Front kamen. Die Schlachthaufen verkürzten sich dann auf etwa ein Drittel ihrer Tiefe. Im Kampf zwischen Langspießern zu Fuß und gens d'armes zu Pferd brachten folglich beispielsweise auf eine Frontbreite von 50 Metern die Langspieße etwa 280 Lanzen spitzen in die Front, während auf der andern Seite bei einem Platzbedarf von 150 cm je Pferd die Kampfkraft aus ganzen 35 Lanzen spitzen bestand, wobei die Reiterlanzen erst

noch mindestens um einen Meter kürzer waren als die Langspieße und die Langspieße nur das Pferd zu erreichen brauchten, nicht einmal den Reiter. Es ist also klar, daß die Kampfkraft eines mit Langspießen bewaffneten Infanterieverbandes derjenigen der Reiterei um ein Vielfaches überlegen war, sofern der Infanterieverband physisch der kinetischen Energie des Anpralls der Pferdekörper mit den schwer gerüsteten Reitern und psychisch dem Eindruck des Reiterangriffs standhalten konnte. Dafür sorgten die tiefgestaffelten und dicht aufgeschlossenen hintern Glieder der Halpartiere und andern kürzern Stangenwaffen, die im Innern des Haufens aufgestellt waren. Ihre Aufgabe in der Verbandstaktik war, dem Haufen Standfestigkeit in der Verteidigung und Wucht im Angriff zu geben. Die kinetische Energie eines solchen Schlachthaufens resultierte nicht so sehr aus der Geschwindigkeit, als aus der Masse. Wir wissen zum mindesten aus der alten Marschmusik, daß sich diese Haufen eher langsam bewegten, um den Zusammenhalt nicht zu verlieren. Wir haben auch nur sehr rudimentäre Angaben, wie die eidgenössischen Schlachthaufen bei Murten aussahen. Doch dürfen auch hier Normalien aus den Reglementen und Kriegslehrbüchern des 16./17. Jahrhunderts herangezogen werden. Dort unterscheidet man u. a. das «Mannsviereck» und das «Landsviereck». Das Mannsviereck hatte gleich viel Glieder Tiefe wie Mann in der Front standen. Es war also an Grundrißfläche ungefähr dreimal so tief wie breit. Das Landsviereck war ein Quadrat von Grundfläche und hatte folglich etwa dreimal mehr Leute in der Front als in der Tiefe. Es ist klar, daß man mit zunehmender Zahl der Langspieße und zunehmendem Ausbildungsstand mehr und mehr zum Landsviereck überging. Murten steht noch am Anfang dieser Entwicklung. Das eidgenössische Aufgebot war ein sehr großes Volksaufgebot, in welchem die Langspieße nur einen kleinen Teil ausmachten. Das weist darauf hin, daß die Aufstellungen mehr nach dem Prinzip des Mannsvierecks oder ähnlicher Formationen gebildet waren.

Am Morgen des 22. Juni wurde ein starker Aufklärungsverband von mindestens 1300 Mann ausgeschickt, um die burgundische Stellung zu erkunden. Der Verband bestand aus 500 Mann Reiterei und dem Zusatz von Freiburg, das heißt, der gesamteidgenössischen Besatzung, die im April nach Freiburg verlegt worden war und von der ungefähr 800 Mann zum Heer in Ulmiz gestoßen waren. Führer des Aufklärungsdetachements waren, nebst andern, Ritter Wilhelm

Herter von Hertenegg, der im Dienste Straßburgs stand und als alter erfahrener Feldführer der militärische Sachverständige der Niedern Vereinigung war, sowie Hans Waldmann als Kommandant des Zusatzes. Er spielte damals politisch noch keine bedeutende Rolle, scheint aber militärisch bereits einen gewissen Ruf genossen zu haben. Das Korps erreichte den jenseitigen Waldrand, der weiter westlich lag als heute, und konnte auf eine Distanz von etwa 1000 m die burgundische Stellung einsehen. Keine Quelle stellt ausdrücklich fest, daß es zu Kampfhandlungen gekommen ist. Aber das eidgenössische Aufklärungskorps wurde von burgundischer Seite bemerkt. *Molinet* sagt, daß *Guillard de Vergy* und *Troylo*, welche mit dem «*guet*», dem Sicherungsdienst, betraut gewesen seien, am Vormittag «*merveilleux bruict d'ennemis*» gehört hätten. Der Herzog aber hätte ihnen keinen Glauben geschenkt und die Armee nicht alarmiert (O. 465).

Die Aussage von *Molinet*, dem man hier glauben darf, da er die Namen *Troylo* und *Vergy* sicher nicht aus der Luft gegriffen hat, läßt sich auch mit der Aussage von *Panigarola* vereinbaren (*Ghinzoni*, S. 105), daß der Herzog am Abend des 21. Juni nur ungefähr 2000 Mann Infanterie und 300 Lanzen in der Stellung belassen habe. *Troylo* war Befehlshaber der 3. Schlachtlinie im II. Korps und befehligte gemäß *Ordre de bataille* von *Lausanne* die zwei *Ordonnanz*-kompanien seiner Söhne. *Vergy* war Befehlshaber einer *Ordonnanz*-kompanie in der 5. Schlachtlinie im III. Korps des Grafen von *Marle*. Nimmt man die Angabe von *Petrasancta* hinzu (O. 333), daß einer der Söhne von *Troylo* während der Schlacht die Stadt angegriffen habe und dabei gefallen sei, ergibt sich, daß *Troylo* nur eine *Ordonnanz*-kompanie aus seiner eigenen Schlachtlinie bei sich hatte, die andere vermutlich aus der 4. Schlachtlinie. Der Verband, der im Zeitpunkt des eidgenössischen Angriffs in der burgundischen Stellung stand, war ein *ad hoc*-*Detachement* von drei *Ordonnanz*-kompanien, die je eine der 3., 4., und 5. Schlachtlinie entnommen waren. Der alte *Troylo* führte als ranghöchster Chef das Kommando. Drei *Ordonnanz*-kompanien ergaben, wenn die Sollbestände voll waren, 300 Panzerreiter, 900 Bogenschützen und 750 Infanteristen. Dazu kamen noch etwa 200 bis 300 Artilleristen und 600 Knappen und Pferdeknechte. Diese höchstens 2250 Mann an Kombattanten hatten den Angriff von mindestens 15 000 Eidgenossen der Vorhut und des Gewalthaufens mit 1100 Reitern auszuhalten. Der Ausgang dieses ungleichen Kamp-

fes am Anfang der Schlacht ist leicht verständlich, auch wenn man keine besonders schlechte Kampfmoral der Burgunder annimmt.

Es steht also am Anfang des Verhängnisses ein kapitaler Führungsfehler Karls des Kühnen, für den er schon von den Zeitgenossen (z. B. Molinet, weniger Panigarola) und von allen neuern Autoren getadelt worden ist. Ganz unverständlich ist das Verhalten Karls aber nicht. Er war offenbar zu vorsichtig gewesen. Von der Nacht vom 17. zum 18. Juni an, da er den Angriff erwartete, hat er sein Heer immer wieder alarmiert und stundenlang im strömenden Regen in Schlachtordnung stehen lassen. Zuletzt war das am 21. Juni während 6 Stunden der Fall. (Die Dauer von 6 Stunden ist bei Gollut angegeben; O. 436 unten.) Dadurch ist das Heer physisch strapaziert und psychisch demoralisiert worden, so daß Karl es nun für nötig hielt, das Gros der Truppen sich physisch und psychisch erholen zu lassen, nachdem er sich, allerdings irrtümlicherweise, auf einer persönlichen Erkundung gegen Ulmiz überzeugt hatte, daß die Eidgenossen am 22. Juni noch keinen Angriff machen würden. In diesen falschen Entschluß spielt tatsächlich Schicksalhafteres hinein. Denn hätte Karl sein Heer am 22. Juni wieder alarmiert und wären die Eidgenossen nicht gekommen, hätte man Karl aus seiner Umgebung und von der Nachwelt ebenfalls kritisiert. Eine Entschlußfassung mußte tatsächlich sehr schwer sein und konnte nur richtig ausfallen, wenn man Glück hatte. Das Problem lag offenbar darin, daß die Zeit, die es brauchte, das Heer in Kampfbereitschaft zu stellen, viel zu lang war. Mutmaßlich bedurfte es dazu Stunden. Schon allein das Rüsten der gens d'armes und ihrer Pferde war eine langwierige Arbeit. Dann betrug die Distanzen von den Lagern bis in die Armeestellung immerhin für das III. Korps ca. 700 m, für das I. Korps 1,5 km, für das IV. Korps 1,6 bis 1,8 km, für das II. Korps 2,5 km. Außerdem dürfte die Aufstellung in der komplizierten Schlachtordnung wieder sehr viel Zeit erfordert haben. Das war angesichts der Tatsache, daß die Eidgenossen bei Ulmiz nur 5 km entfernt lagerten, eine gravierende Situation. Brachen die Eidgenossen von Ulmiz auf, dann hatte die burgundische Armee nicht mehr Zeit, das Schlachtdispositiv zu beziehen. Man kann folglich Karl den Vorwurf machen, daß er nicht einen bessern Aufklärungsdienst organisiert hat. Er aber zog es vor, die Armee möglichst permanent in Kampfbereitschaft zu halten, bis es schließlich nicht mehr ging. Die Eidgenossen haben tatsächlich durch ihr Hinausschieben des Angriffs ohne es zu wissen und ohne

Absicht, Wesentliches zu ihrem Siege beigetragen. Auch das ist ein schicksalhaftes, nicht rational zu begründendes Moment.

Denn auf eidgenössischer Seite trugen sich nun auch Dinge zu, die für uns heute schwer faßbar sind, wenn wir sie uns konkret vergegenwärtigen. Sicher ist, daß das Aufklärungsdetachement zwar die burgundische Stellung ziemlich genau erkannt hat, wahrscheinlich auch die Truppengattungen hinter dem Grünhag identifizieren und die Position der Artillerie mindestens vermuten konnte. Aber die Aufklärung konnte nicht feststellen, daß nicht die ganze Armee in Kampfbereitschaft war. Man hat das nicht gewußt. Etterlin und Edlibach meinen, auf die eidgenössische Aufklärung hin, sei das burgundische Heer alarmiert worden und in die Stellung eingerückt (O. 487 unten und 484 oben). Man hat also auf eidgenössischer Seite mit dem vollständig kampfbereiten Heer des Herzogs gerechnet. Das erklärt, daß man auf die Meldung des Aufklärungsdetachements hin zwar die Armee Hals über Kopf alarmiert hat – Etterlin sagt, daß es vielen nicht mehr zum Morgenessen reichte – aber dann den ganzen Vormittag am Wald – vermutlich in der Lichtung von Lurtigen, vielleicht am Waldrand unmittelbar oberhalb Ulmiz – damit verbrachte, umständlich eine Heeresordnung zu erstellen und dann noch in feierlichem Zeremoniell eine große Zahl von Adligen und Hauptleuten zu Rittern zu schlagen – und das nicht mehr als etwa 2,5 bis höchstens 4 km vor einem als kampfbereit vermuteten Feind. Dieses Verhalten stützt unsere Hypothese, daß die Führer der Eidgenossen und der Niedern Vereinigung Karls des Kühnen Doktrin, sich auch in der strategischen Offensive taktisch defensiv zu verhalten und den Gegner zum Angriff zu provozieren, sehr genau kannten und sich darauf verlassen konnten. Aus späterer kriegshistorischer Sicht scheint es unverständlich, daß Karl der Kühne, als er am Nachmittag des 21. Juni vom Waldrand ob Ulmiz die Eidgenossen noch nicht für vollzählig aufmarschiert und noch nicht für kampfbereit hielt, nicht sofort sein in diesem Zeitpunkt kampfbereites Heer vormarschieren und die Eidgenossen im Lager überfallen ließ. Ebenso scheint es unverständlich, daß er nicht am Morgen des 22. Juni dies noch tat, als das verbündete Heer während des Ordners zur Schlacht sehr empfindlich gegen Überfall sein mußte. Allein, Karls des Kühnen Verhalten darf nicht an spätern Maßstäben gemessen werden. Die Doktrin der taktischen Defensive in der strategischen Offensive hat Engländern und Burgundern über hundert Jahre lang spektakuläre

Siege eingebracht. Sie war unter dem Aspekt des Kampfes gegen Ritterheere richtig. Sie war auch noch richtig aufgrund der Erfahrungen von Grandson, wo Karl der Kühne erkennen mußte, daß er den Eidgenossen im spontanen Begegnungsgefecht nicht gewachsen war. Die Aussicht, die Eidgenossen angreifen zu können, bevor sie vollzählig aufmarschiert waren, konnte für Karl nicht verlockend sein. Denn er wollte ja gerade, im Vertrauen auf die theoretisch tatsächlich ungeheure Kampfkraft seiner Schlachtlinien in der Defensive, eine möglichst große Zahl von Eidgenossen zusammenkommen lassen, um sie mit einem Schlage zu vernichten. Über die Konzeption des Herzogs, alles auf eine Karte zu setzen, verbreitet sich Panigarola mehrmals ausführlich, so im Briefe vom 4. Juni (O. 233–236). Karl hoffte, daß ihm ein Sieg im Felde die Eidgenossenschaft zu Füßen legen würde. Nach der fast ein Jahr dauernden erfolglosen Belagerung von Neuß (1474/75) mochte es Karl klar sein, daß er auch mit seinem imposanten Artillerie- und Genieapparat die Eidgenossenschaft nicht niederringen konnte, wenn er eine Stadt nach der andern – Freiburg, Bern, Luzern, Zürich, Solothurn, Basel, und dann noch die Städte der Niedern Vereinigung – einzeln belagern und dann noch in unwegsame Gebirgstäler einrücken mußte. Er wollte möglichst viel eidgenössische Wehrkraft aus den Städten und aus den Gebirgstälern ins offene Feld hinauslocken, um sie in einer einzigen Schlacht unter günstigen Umständen, in einem sorgfältig ausgewählten, hervorragend geeigneten und durch Feldbefestigungen zusätzlich präparierten Gelände zu vernichten. Das war eine absolut richtige strategische Überlegung.

Umgekehrt war das Verhalten der Eidgenossen an jenem Vormittag des 22. Juni ganz ungewöhnlich. Sie haben selten dermaßen viel Zeit auf die Bereitstellung zu einer Schlacht verwendet. Bei Grandson sind sie ohne eigentliche Besammlung und Ordnung in einzelnen Staffeln gegen den Gegner marschiert. Sie fühlten sich gerade im Begegnungsgefecht und im Überfall auf einen noch nicht bereitgestellten Gegner überlegen. Das hat später auch Dornach gezeigt. Auch bei Novara hat man der Überraschung den Vorzug vor der Ordnung des Heeres gegeben. Dies entsprach dem psychologischen Habitus des eidgenössischen Kriegers, der Blut lecken und Beute machen wollte. Daß das Verhalten der Führung bei Murten ungewohnt war und den Unwillen der Mannschaft hervorrief, wird mehrmals bezeugt (so Etterlin, O. 488). Über die Gründe dieses ungewohnten Verhal-

tens lassen sich nur Mutmaßungen anstellen: Man hielt den Gegner für voll aufmarschiert und kampfbereit in seiner befestigten Stellung. Man suchte folglich keine Überraschung, sondern machte sich auf einen sehr harten Kampf gefaßt. Dann stellte offenbar das sehr große und bunt zusammengewürfelte Allianzheer besondere Probleme. Es mußte schon schwierig sein, sich überhaupt einen Überblick zu verschaffen, welche Kontingente, in welcher Zahl und in welcher Zusammensetzung der Waffen vorhanden waren. Rivalitäten zwischen den Führern und Kontingenten, allerlei geltend gemachte Privilegien und Gewohnheitsrechte über bevorzugte Stellung in der Schlachtordnung im Hinblick auf Ruhm und Beute mußten berücksichtigt und ausgeglichen werden. Ferner mußte hier – das einzige Mal in der ganzen schweizerischen Kriegsgeschichte – eine bedeutende Reiterstreitmacht in das Konzept der Schlacht einbezogen werden. Nach Kageneck (O. 310) war der «reisige Zug» in der Schlachtordnung bei 1100 Pferden. Wenn andere Angaben (Gelthuß, O. 305; Molbinger O. 340) auf etwa 1800 oder sogar mehr kommen, ist daraus zu schließen, daß die Angabe Kagenecks sicher die Zahl der Kombattanten angibt, während die andern Angaben nicht kombattantes Personal einrechnen. Wahrscheinlich aber sind in der Zahl von 1100 Pferden auch die berittenen Armbrustschützen einbezogen, welche in den Illustrationen des Berner Schilling erscheinen. Die Zahl der gepanzerten Ritter mit Lanze dürfte geringer gewesen sein, doch gegenüber den 2100 gens d'armes, die wir für Karl den Kühnen als Maximum annehmen können, gar nicht eine so vielfach unterlegene berittene Streitmacht. Man hat den Anteil dieser Reiterei am Sieg von Murten offenbar schon in den zeitgenössischen schweizerischen Berichten und erst recht in der schweizerischen Kriegsgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts aus nationalem Stolz heruntergespielt. Doch scheint dieser Anteil nicht gar so gering gewesen zu sein, und das erklärt auch, warum bei der Bereitstellung zur Schlacht den Kriegssachverständigen der Niedern Vereinigung ein bedeutender Einfluß eingeräumt werden mußte. Gewiß gab es keinen individuellen Oberbefehl. Die höchsten Entscheidungen lagen beim Kriegsrat. Wenn aber dem Ritter Wilhelm Herter von Hertenegg, der aus der Umgebung von Tübingen stammte, das Amt des Heeresordners übertragen wurde, so war doch wohl Herters Autorität damit anerkannt. Von Herter wird bald gesagt, er sei Hauptmann der Straßburger gewesen, bald wird er als Dienstmann des Herzogs von Österreich, bald auch als solcher des Herzogs

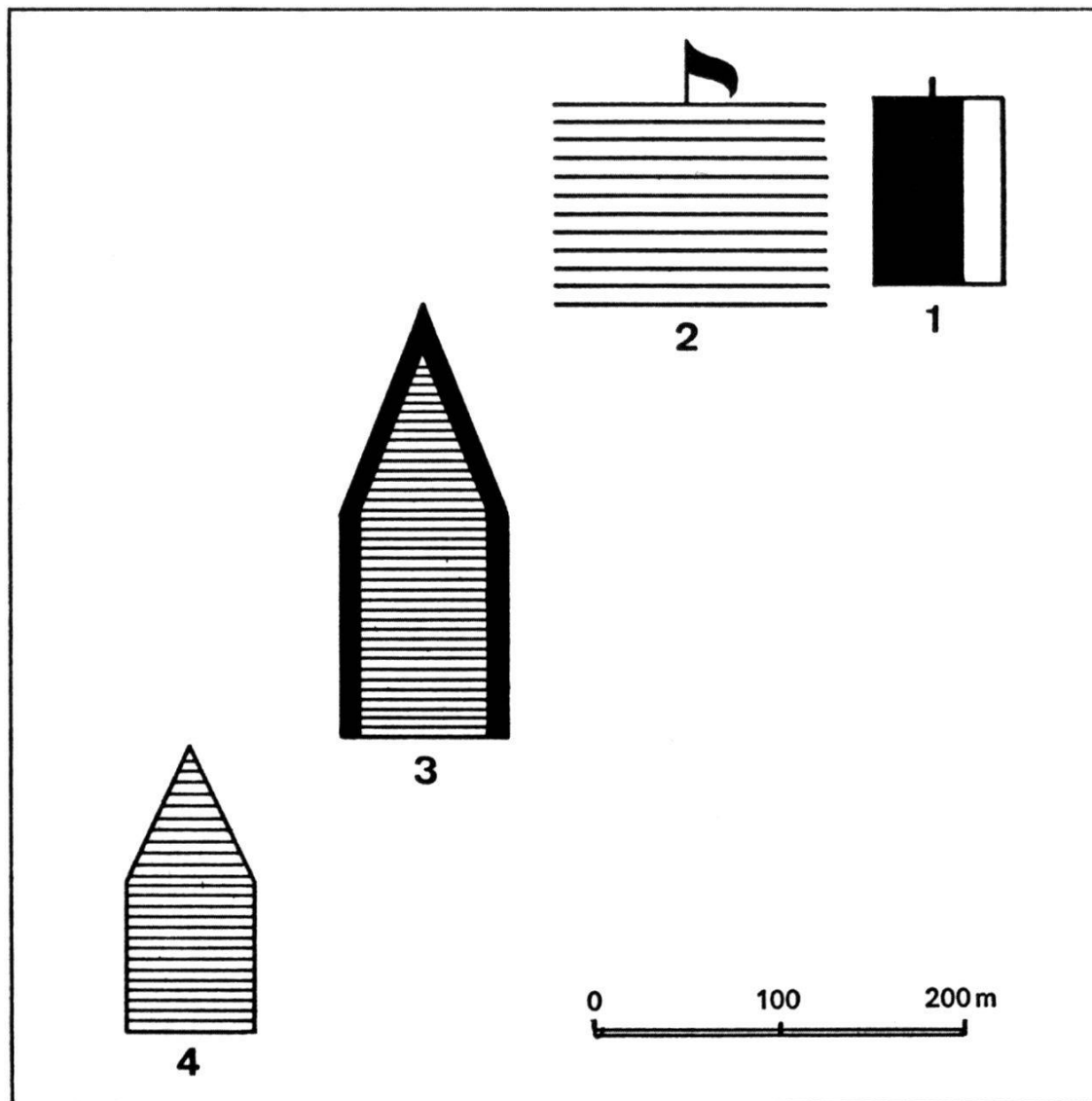
von Lothringen angesprochen. Wahrscheinlich war er nicht der eigentliche Führer eines Kontingents, sondern ein von der Niedern Vereinigung als Sachverständiger in Dienst genommener Berufskriegsmann. Etterlin sagt sogar, er sei zu einem «Obristen Houptmann» gesetzt worden, dies allerdings nur im Zusammenhang mit dem Ordnen des Heeres.

Die Schlacht bei Murten wird somit auch von eidgenössischer Seite zum eher seltenen Fall einer sorgfältig vorbereiteten Schlacht; sie ist die «*bataille rangée*» der ältern Schweizer Kriegsgeschichte schlechthin. Nach Schilling wurde das Heer in Vorhut, Gewalthaufen und Nachhut gegliedert. Alle andern Quellen erwähnen keine Nachhut. Vorhut und Nachhut hatten individuelle Kommandanten, nämlich Hans von Hallwyl und Kaspar von Hertenstein. Das zeigt, daß diese Korps nicht aus ganzen Kontingenten einzelner Orte, sondern aus Teilen aller Kontingente zusammengesetzt waren. Schilling sagt, die Vorhut hätte alle Schützen (Armbrust- und Büchenschützen) und viele Langspieße umfaßt und sei ein «trefflicher Zug von allen Eidgenossen» – also eine Elite – gewesen. Wenn man dieser Vorhut neben allen Schützenfähnlein die Panner von Thun und Entlebuch zuordnete (Schilling), so ist das nicht etwa so zu verstehen, daß nur die Mannschaft von Thun und Entlebuch in der Vorhut gewesen wäre. Man gab diese Panner der Vorhut, weil sie das Privileg hatten, als einzige aller Feldzeichen nicht souveräner Orte in der Schlacht getragen zu werden. Die andern Panner und Fähnlein der abhängigen Städte und Landschaften mußten vor der Schlacht, zum Zeichen der kommandomäßigen Unterstellung unter den souveränen Ort, eingewickelt werden. Die Panner der souveränen Orte, Zugewandten und Verbündeten mußten aber da sein, wo das Gros ihres Kontingents und ihr oberster Feldhauptmann war, also beim Gewalthaufen, der allen Augenzeugen, auch Panigarola von der Gegenseite aus, durch seine vielen Panner aufgefallen ist. Für diesen Pannerhaufen wird kein Führer genannt. Offenbar waren hier alle Hauptleute der eidgenössischen und verbündeten Infanteriekontingente gemeinsam zuständig. Wenn Kageneck (O. 310) sagt: «Bern, Friburg und Switz haben den Vorzug gehan», darf das nicht so aufgefaßt werden, daß diese drei Orte die Vorhut gebildet hätten, sondern vielmehr, daß sie im Gewalthaufen zuvorderst standen. Das geht aus den Bildquellen eindeutig hervor, wo die Panner dieser Orte im Gewalthaufen zu vorderst stehen. Kageneck hat sich geirrt oder unklar ausgedrückt,

wenn er im folgenden Satz sagt, bei diesen drei Orten sei die ganze Reiterei gewesen. Diese war – auch hier stützen wir uns wieder auf die Bildquellen – links neben die Vorhut geordnet, wie das auch Etterlin und Schilling, sowie Panigarola von der Gegenseite bezeugen. Kageneck beziffert die Vorhut ohne die Reiterei auf 5000 Mann. Diese Angabe erscheint sehr glaubwürdig. Über den Gewalthaufen fehlen Angaben. Doch kann er kaum viel stärker als 10 000 Mann gewesen sein. Man hat nie in der altschweizerischen Kriegsgeschichte, auch nicht in den Mailänder Feldzügen, größere Schlachtkörper als 10 000 Mann gebildet. Diese Größenordnung scheint einzig beim Zentrum bei Marignano und in den beiden schweizerischen Schlachthaufen bei Bicocca erreicht worden zu sein. Diese Überlegungen führen dazu, für Murten Schilling Glauben zu schenken, der noch eine Nachhut erwähnt, die dann etwa 5000 bis 6000 Mann stark gewesen wäre. Auf die Zahl von etwa 10 000 Mann für den Gewalthaufen kommen wir auch, wenn wir seine Form aus den spärlichen Angaben zu rekonstruieren versuchen. Einige Quellen sprechen von einem «Spitz», so das Murtenlied von Zoller (O. 495), was auf eine keilförmige Schlachtordnung hinweist. Diese Form erscheint denn auch deutlich in den Bildquellen (BS III. 757; 654; LS. fol. 107^b/108^a). Ein «Spitz» von 10 000 Mann ist aber etwas monströs. Wir schließen uns daher der Auffassung Eschers (Lit. 5) an, daß nur der vordere Teil des tief gestaffelten Haufens keilförmig gewesen ist, was man – freilich nicht sehr deutlich – aus dem doppelseitigen Bild LS fol. 107^b/108^a herauslesen könnte. Nehmen wir noch die Angabe Schillings, daß zu beiden Seiten des Gewalthaufens 1000 Langspieße geordnet worden seien, so ergibt sich eine erhöhte Wahrscheinlichkeit für diese Hypothese. Die Langspieße müssen, um ihre Wirkung zu erzielen, vorwiegend in der Front stehen. Nur in einer keilförmigen Aufstellung können sie zu beiden Seiten der Panner geordnet werden und trotzdem in der Front stehen. Nehmen wir hinten ein Viereck von 60 Gliedern zu 120 Mann und vorne ein Dreieck von 120 Mann an der Basis und 60 Gliedern Tiefe an, benötigen wir dazu 10 800 Mann, und zur Abdeckung der Flanken des Keils und des Rechtecks mit je vier Reihen Langspießen genügen 960 Mann, was den Angaben Schillings einigermaßen entspricht. Über Formation und Bewaffnung der Nachhut fehlen alle Angaben, doch dürfte sie vorwiegend aus Halpartieren bestanden haben, wenn man schon für den Gewalthaufen nur 10 Prozent Langspieße erübrigen

Abb. 3

Schlachtordnung der Eidgenossen und Verbündeten (maßstabtreu)



-  Reiterei
-  Langspieße
-  Schützen
-  Halpartiere

- 1 Vorhut
- 2 Reiterei
- 3 Gewalthaufen
- 4 Nachhut

konnte und deshalb wohl zu einer keilförmigen Aufstellung gezwungen war, um mit 1000 Langspießen sowohl Front wie Flanken gegen Reiterangriffe abdecken zu können. Es sind folglich nicht sehr viele Langspieße in diesem großen Volksaufgebot gewesen. Wenn wir annehmen, daß von den 5000 Mann der Vorhut etwa 2000 bis 2500 Schützen gewesen sind, bleiben für die Vorhut, der offenbar die Aufgabe des eigentlichen harten Durchbruchselementes zugedacht war, und die in den Bildquellen als Viereck erscheint, höchstens 2000 bis 3000, wenigstens aber 1000 Langspieße. Im ganzen Heere waren also nicht mehr als 2000 bis 4000 Langspieße oder 10–20 Prozent des gesamten Fußvolks.

Schilling spricht von Vorhut, Gewalthaufen und Nachhut. Edlibach (O. 484) sagt, man habe zwei Haufen hintereinander gemacht. Panigarola (Ghinzoni, S. 106) sieht von der Gegenseite die Haufen eher nebeneinander, zuerst wahrscheinlich die Vorhut mit vielen Langspießen und den Büchenschützen, dann, etwas tiefer in einer Mulde, den andern Haufen mit vielen Pannern. Zwischen beiden sieht Panigarola die Reiterei, die er auf 400 Pferde, also wohl zu gering einschätzt. Die Angaben von Schilling, Edlibach und Panigarola widersprechen sich nicht, sondern zeigen, daß die eidgenössischen Haufen von vorne rechts nach hinten links schräg gestaffelt waren, so daß der Gewalthaufen links neben Vorhut und Reiterei in die Front aufmarschieren konnte. Diese Staffelung ist in den Bildern des BS III. 757 und ZS 654 trefflich zu erkennen, während LS fol. 107^b/108^a gemäß Edlibach, dem der Text folgt, die Haufen hintereinander zeichnet.

Es wurde also auch auf eidgenössischer Seite eine recht kunstvolle Schlachtordnung erstellt, wenn auch in der ganzen Konzeption viel einfacher und elementarer. Insbesondere stellte diese Schlachtordnung geringe Anforderungen an die Verbandsschulung der Truppen. Die Schützen in der Größenordnung von 2000 Büchsen- und Armbrustschützen wurden rechts neben die Vorhut geordnet. Sie hatten, wie das noch bis ins frühe 17. Jahrhundert der Fall war, ein offenes Gefecht im Schwarm zu führen. Schilling sagt, daß schon während des Schlachtgebotes die Vordersten anfangen zu «scharmutzen» (Tobler, II. 47). Dabei kamen die Büchenschützen wohl nur einmal zum Schuß, die Armbrustschützen mehrmals, indem sie drei bis vier Schüsse je Minute tun konnten. Offenbar hat man die Schützen an den rechten Flügel geordnet, weil man sie gegen die burgundische Artillerie feuern lassen wollte, deren Stellung man erkannt hatte. Über die

Leistungen der Schützen mögen die etwas spätern Angaben über das große Freischießen in Zürich von 1504 einige Anhaltspunkte geben. Dort schoß man mit der Armbrust auf rund 90 m auf eine Scheibe, deren Kreise bloß $1\frac{1}{2}$, $3\frac{1}{2}$ und $13\frac{1}{2}$ cm Durchmesser betrug. Die Armbrust war also eine Präzisionswaffe. Mit der Büchse schoß man auf rund 220 m auf eine Scheibe, die nur einen Kreis von ungefähr 150 cm hatte. Die Büchse schoß also auf respektable Distanz und ihre Kugeln hatten bedeutende Durchschlagskraft. Mit vielleicht 1000 Büchenschützen am rechten Flügel konnte man der burgundischen Artillerie von etwa 150 meist kleinkalibrigen Feldschlangen sehr wohl entgegentreten. Außerdem führten die Eidgenossen auch Räderbüchsen (Schlangen) mit sich – das bezeugen die Zürcher Hauptleute in ihrem Schreiben vom 24. Juni (O. 315). Wo und wie diese Artillerie eingesetzt wurde, ist nicht ganz klar. Gemäß dem damals üblichen Einsatz führte man sie wohl mit den Schützen am rechten Flügel der Vorhut mit. Das Bild im ZS 654 zeigt indessen auch am Waldrand links über dem Gewalthaufen zwei Geschütze, die, mit Pferden bespannt, entweder in Stellung gehen oder zurückgeführt werden. Sollten das die eidgenössischen Geschütze sein, so hätten sie auf rund 1000 m vor der Front der Eidgenossen gegen die burgundischen Geschütze geschossen oder sie wären am linken Flügel zur Sicherung des Gewalthaufens gegen Reiterangriffe aufgestellt worden. Es kann sich indessen auch um den Abtransport erbeuteter Geschütze handeln.

Daß die zwei oder sogar drei Schlachtkörper von je 5000 bis 10 000 Mann, auch wenn sie nur 4000 Langspieße enthalten haben mochten, gegenüber der burgundischen Gendarmerie von etwas über 2000 Pferden eine bedeutend überlegene Kampfkraft darstellten, haben wir bereits gezeigt, besonders wenn man bedenkt, daß diese eidgenössischen Haufen selbst noch von 500 bis 1000 gepanzerten Reitern begleitet waren. Die kriegsgeschichtliche Kardinalfrage ist nun aber die, wie sich diese Haufen im Kampf gegen die burgundischen Bogenschützen verhalten hätten. Meines Wissens ist diese Frage in der Literatur nie aufgeworfen worden. Man soll vielleicht in der Geschichte auch nicht die Frage stellen, was geschehen wäre, wenn ... Hier aber muß die Frage gestellt werden, wenn wir wissen wollen, wer Karl der Kühne war, was sein Heer war und wer seine Gegner waren. Interessanterweise nehmen die eidgenössischen Quellen auf die Bogenschützen und ihre Gefährlichkeit gar nicht Bezug. Trotzdem ist

nicht anzunehmen, daß die Eidgenossen die Bogenschützenwaffe im Heere Karls des Kühnen gar nicht gekannt haben und traumwandlerisch in die Gefahr hineingingen, so daß sie den Sieg bei Murten nur gerade dem Zufall verdankten. Denn:

1. Bei St. Jakob an der Birs haben die Eidgenossen nur eine Generation zuvor die Bogenschützen im Heere des Dauphin ausgiebig kennengelernt und haben unter ihrem Pfeilhagel gelitten. Allerdings hielten die Zeitgenossen fest, daß sich die verwundeten Eidgenossen in der Wut auf die Bogenschützen stürzten, was offenbar als ganz außergewöhnlich galt. Man konnte also, wenn man gewaltige Verluste mit in Kauf nahm, den Pfeilhagel der Bogenschützen unterlaufen und im Nahkampf an die Schützen herankommen. Es ist aber kaum anzunehmen, daß die Eidgenossen bei Murten derartige Verluste einkalkulierten. Dazu waren sie zu siegesgewiß.
2. Die eidgenössischen Führer hatten am burgundischen Hofe verkehrt und sicher auch burgundische Truppen gesehen. Karl versteckte seine Armee nicht, sondern zeigte sie bei jeder Gelegenheit, um seine potentiellen Gegner einzuschüchtern. Der Ablauf der Schlachten des letzten Jahrzehnts, in denen das burgundische Heer in Aktion trat, mußte den eidgenössischen Führern und denjenigen der Niedern Vereinigung bekannt sein. Im Elsaß hatten burgundische Garnisonen unter Hagenbach übel gehaust. Im Krieg der «Ligue du Bien Public» standen schweizerische Söldner im burgundischen Heere. Zum mindesten mußten sie die burgundische Taktik gekannt haben.
3. Bei Grandson sind die Eidgenossen bereits mit burgundischen Bogenschützen konfrontiert worden, allerdings wohl noch nicht in der vollen Entfaltung. Die Bildquellen, vor allem BS III. 648 und LS fol. 99^b/100^a zeigen den Kampf zwischen dem eidgenössischen Vorhuthaufen, der auf den Flanken durch Büchenschützen abgedeckt ist, und burgundischen Bogenschützen. Auf beiden Seiten sind Verwundete und Gefallene, auf burgundischer Seite durch die eidgenössischen Büchenschützen. Zur Katastrophe ist es nicht gekommen.

Die Möglichkeit, daß die Eidgenossen bei Murten ahnungslos in die große kriegsgeschichtliche Konfrontation mit den Bogenschützen eingegangen sind, scheidet somit so gut wie aus. Die Eidgenossen müssen die Bogenschützertaktik gekannt haben. Trotzdem waren sie ihrer

Sache sicher. Eine große Siegeszuversicht spricht aus den eidgenössischen Quellen, kein Gedanke daran, daß es schief gehen könnte. Es muß also Mittel gegeben haben, den Bogenschützen zu begegnen. Die Geschwindigkeit des Vorrückens zum Unterlaufen des Pfeilhagels kann es nicht gewesen sein. Die Haufen mußten sich wohl eher langsam bewegen, um den Zusammenhalt nicht zu verlieren, was sie gegen Reiterangriffe empfindlich gemacht hätte. Panigarola (Ghinzoni, S. 106) sagt, daß sie das Gelände nicht Fuß um Fuß, sondern Zoll um Zoll gewannen. Andere Inkonvenienzen, daß bei den Burgundern das Pulver naß geworden und die Bogensehnen schlaff geworden seien (Gollut, O. 436), können nicht die entscheidende Rolle gespielt haben, da diese Dinge ja von den Eidgenossen nicht vorausszusehen waren. Es blieb als einzige plausible Erklärung, daß die *Schutzbewaffnung* die Eidgenossen gegen die Bogenpfeile weitgehend immun gemacht hat. In der Tat legen die Obrigkeiten in jener Zeit größten Wert darauf, daß die Mannschaft mit Helm und Harnisch gut versehen sein und diese Tag und Nacht bei sich haben soll. Der «*eid in das veld*» formuliert von der Tagsatzung am 18. März 1476 verlangt: «*Item es sol ouch jederman im veld in der vigenden Land sin harnisch an haben und sin were by im er gang zu Kilchen, zu ratt old stras es sig tags old nachttes*» (O. 47). Wenn auch *Schaufelberger* (Lit. 18 S. 17/18) zeigt, daß solchen Geboten nur bedingt nachgelebt wurde, so dürften doch genug geharnischte Spießträger vorhanden gewesen sein, um die Ordnung ringsherum abzudecken. Wir haben gezeigt, daß die Ritter sich der Bogenschützentaktik anpaßten, indem sie vom Pferde stiegen und zu Fuß als geharnischte Lanzenträger im Block kämpften, also auf eine Phalanxtaktik zurückgriffen, wie sie im Altertum durch Philipp von Makedonien bekannt wurde. Auch Karl der Kühne hat bei Monthéry 1465 das Gros der gens d'armes zu Fuß kämpfen lassen, da der König von Frankreich ebenfalls stark an Bogenschützen war. Die Eidgenossen haben nichts anderes getan, als diesen Gedanken konsequent weiterentwickelt, indem sie merkten, daß der geharnischte Lanzenträger gar kein Pferd braucht, sondern als Fußknecht viel billiger und in viel größerer Zahl zu haben war. Leider lassen uns in Hinsicht auf die Schutzbewaffnung die Bildquellen etwas im Stich, indem sie widersprüchlich sind. Im LS fol. 107^b/108^a tragen die Krieger fast durchwegs Helm und Halbharnisch, während im BS die Schutzbewaffnung von Bild zu Bild sehr unterschiedlich ist. Auf einigen Bildern tragen die meisten eidgenössischen Krieger Helm und

Halbharnisch, einige Spießträger sogar Vollharnische, während auf andern Bildern die Schutzbewaffnung kaum angedeutet ist. Dies könnte allerdings nur die Folge einer zu raschen und schematischen Darstellung der Figuren, z. T. nur eine Frage des Kolorits sein, indem eine als geharnischt gezeichnete Figur z. B. rot koloriert wurde. In der um 1470 entstandenen Berner Bilderchronik von *Bendicht Tschachtlan*, die in irgendeiner nahen, wenn auch nicht klarer erkennbaren Beziehung zu Schilling steht (Baumann, Lit. 1), tragen die eidgenössischen Kriegsknechte wieder vorwiegend Helme, meist sogar die sonst eher Reitern zukommenden Schallern, sowie Brust- und Rückenpanzer, vielfach auch Vollharnisch mit Arm- und Beinzeug. Das weist doch darauf hin, daß bis zum Burgunderkrieg die Eidgenossen hinsichtlich der Schutzbewaffnung entscheidende Fortschritte gemacht haben. Es sind vorwiegend Plattenharnische dargestellt, während in den zeitgenössischen niederländischen Miniaturen die Bogenschützen noch vorwiegend ältere und leichtere Schutzbewaffnung tragen, Lederkoller, gesteppte Wämser, Brigantinen und Korazine mit den typischen Nieten, mit denen Metallplättchen in einen wattierten Waffenrock eingefügt sind, Kettenhemden usw. Die Eidgenossen sind also im Hinblick auf die Schutzbewaffnung den burgundischen Bogenschützen, wohl auch den Infanteristen, überlegen. Mutmaßlich konnten die Bogenschützen, um beweglich genug zu sein und ihre Kraft ganz auf das Bogenspannen verwenden zu können, gar keine schwerere und starrere Schutzbewaffnung tragen. Für den Spießknecht war diese viel weniger hinderlich.

Neuerdings wurde von gewissen Seiten geltend gemacht, die Illustratoren der Bilderchroniken hätten die Krieger als Ritter erscheinen lassen wollen und nur deshalb mit Rüstungen darstellt, während die eidgenössischen Krieger in Wirklichkeit gar keine Rüstungen trugen. Es stimmt, daß so gut wie in allen Berichten der Zeit immer von «ritterlichem Streiten» oder ähnlich die Rede ist. Daraus darf aber nicht der Schluß gezogen werden, die Eidgenossen seien fälschlicherweise als Ritter dargestellt worden – sie können ebensogut richtigerweise so dargestellt worden sein. Denn dadurch, daß der Ritter zufolge der Bogenschützen vom Pferd steigen mußte, war ihm der gerüstete Fußknecht mit dem Langspieß effektiv ebenbürtig oder überlegen. Das Wort «ritterlich» braucht nicht einmal nur als soziale Anmaßung aufgefaßt zu werden, sondern auch als ein technischer Ausdruck, der die Anpassung an die spätmittelalterliche ritterliche

Phalanxtaktik andeutet. Daß nur sehr wenige Fußvolkharnische aus dem 15. Jahrhundert in schweizerischen Museen sind, erklärt sich daraus, daß der Knecht seinen Harnisch selber anschaffen mußte, und wenn er – nach Generationen – nicht mehr brauchbar war, ihn als Altmetall verwertete. Erst seit dem 16. Jahrhundert gibt es obrigkeitliche Zeughäuser, die größere Bestände an Waffen und Harnischen enthielten. Was heute in Museen ist, stammt zum überwiegenden Teil aus den ehemaligen Zeughäusern, und deshalb setzt dieses Material erst seit dem 16. Jahrhundert ein. Schließlich wird gerade auch aus den Bildquellen über Grandson offensichtlich, daß die eidgenössischen Schlachthaufen mit Büchenschützen abgedeckt wurden, die, wenn sie auch eine viel weniger dichte Garbe erzeugten als die Bogenschützen, diese doch bis zu einem gewissen Grade niederzuhalten vermochten. Denn die Wirkung der Büchsenkugeln war viel verheerender als diejenige der Pfeile. Man sieht denn z. B. auf dem Bild des BS III. 648 mehrere burgundische Bogenschützen mit schweren Wunden, mit durchgeschlagenen Helmen und Rüstungen am Boden liegen. Auch bei der eidgenössischen Vorhut sind viele von Pfeilen getroffen, vorwiegend aber an ungedeckten Körperteilen, Armen und Schenkeln oder dann sind die Krieger ohne Harnisch dargestellt. Es ist also wahrscheinlich, daß die Bogenpfeile, die zwar eine erstaunliche Durchschlagskraft hatten, doch nur bei gutem Auftreffwinkel Ketten- und Schuppenpanzer, Brigantinen und dergleichen, nicht aber Plattenharnische zu durchschlagen vermochten.

Die Schlacht bei Grandson als erste eigentliche Konfrontation zwischen Langspieß und Bogenschützen in der schweizerischen Kriegsgeschichte dürfte gezeigt haben, daß der geharnischte Spießträger dem Bogenschützen gewachsen war. Waren einmal die Halpartiere im Schutz der Langspieße und Feuerschützen auf Nahkampfdistanz an die Bogenschützen herangebracht, hatten die Bogenschützen im Handgemenge, trotz ihres großen Kreuzdegens, nichts mehr zu bestellen – zumal das eidgenössische Heer bei Murten mindestens 15 000 Halpartiere gegen etwas über 5000 burgundische Bogenschützen und etwa 1500 Pikeniere einsetzen konnte. Panigarola sah bei Murten (Ghinzoni S. 107), wie sich die Bogenschützen zu Boden warfen und mit gekreuzten Armen wehrlos den Todesstreich erwarteten. Das ist nicht nur Folge von schlechter Kampfmoral oder Panik, sondern unterschiedlicher Bewaffnung. Im aufgelösten Nahkampf war das Fehlen der Schutzbewaffnung bei vielen Halpartieren nicht unbedingt

ein Nachteil, da die Halpartiere offenbar nicht nur wild dreinschlagen konnten, sondern eine eigentliche Fechttechnik mit verschiedenen Hieben, Stößen und Paraden kannten. Panigarola sagt, daß beim Kampf um den Grünhag eidgenössische Krieger, die keinen Helm trugen (*disarmati la testa*), mit emporgehobenen Armen – offenbar mit der Halparte – die Hiebe der burgundischen Reiter parierten (Ghinzi, S. 107).

Das verbündete Heer verfügte also bei Murten nicht nur über ein absolutes numerisches Übergewicht, sondern auch über ein noch viel ausgeprägteres Übergewicht an Nahkampfpotential in der Masse der Halpartiere. Die geharnischten Langspieße und Schützen reichten aus, dieses Potential gegen Reiterangriffe und Bogenschützen so abzusichern, daß es einigermaßen intakt über die kritische Distanz von 200 m an den Gegner herantransportiert werden konnte. Halpartiere ohne Harnisch konnten im Innern des Haufens nur von schräg oben durch Pfeile getroffen werden. Wenn sie dicht geschart waren und mindestens einen Helm trugen, war die Verwundbarkeit schon wesentlich vermindert. Diese Interpretation erklärt, warum im 15. Jahrhundert statt der frühern randlosen Hirn- und Beckenhauben die breitrandigen Eisenhüte aufkamen, die auch die Schultern deckten, oder Schallern, die auch das Gesicht schützten. Ebenfalls verständlicher wird die sehr tief gestaffelte Formation des Keils für den Gewalthaufen bei Murten. Als Kampfformation scheint er unzweckmäßig zu sein, da nur ganz Wenige an der Spitze zum Kampf kommen konnten. Betrachtet man den Keil als eine Art Geleitschutzformation, um das Gros der Halpartiere über die kritischen 200 m zu bringen, wird die Beurteilung anders: Der Keil muß an der Spitze den Bogenschützen eine möglichst geringe Zielfläche bieten. Die eigentliche Durchbruchsaufgabe war offenbar bei Murten der Vorhut zgedacht, die das Gros der Langspieße in breiterer Front massierte. Der Gewalthaufen aber sollte sich, sobald er am Feind, beziehungsweise in dessen dünne Linien eingedrungen war, auflösen und die Halpartiere zum Einzelkampf ausschwärmen lassen. Darauf bezieht sich die Angabe in der Berner Chronik von Diebold Schilling: «... und wurden alle ordnungen von stund zerbrochen.» Diese Angabe, nach dem Durchbruch des Gewalthaufens durch den «Grünhag» eingesetzt, hat die modernen Kriegshistoriker und sogar den Herausgeber des Berner Schilling, Gustav Tobler, irritiert (Tobler II. S. 48, Fußnote). Dieses Zerbrechen der Ordnung entsprach so gar nicht der Vorstellung von

disziplinierten, untadelig ausgerichteten Schlachtkörpern, die im Kugelhagel des Feindes unerschütterlich auf dem Schlachtfeld manövierten. Dieses Bild der Schlacht entspricht aber der zweiten Hälfte des 16. und dem 17. Jahrhundert, nicht einer Schlacht des 15. Jahrhunderts. Noch deutlicher als Schilling ist das von ihm wiedergegebene Lurlebatlied: «die spitz die tet sich vornen uf,» (Tobler, II. 70). Allerdings scheint sich die Stelle auf die Reiterei zu beziehen, was aber ein Irrtum des Autors sein kann. Die Reiterei erscheint im Bild des BS III. 757 in Linie.

Zusammenfassend läßt sich auch auf der Seite des verbündeten Heeres bei Murten so etwas wie ein vorausbestimmter taktischer Phasenablauf des Kampfes erkennen:

1. *Aufgelöstes Schützengefecht* mit Artillerie: Es hat die Aufgabe, die gegnerischen Schützen und die gegnerische Artillerie während des Herannahens der großen Schlachtkörper niederzuhalten, gegnerische Reiterangriffe zu verwirren und als Begleiterscheinung das Herannahen der großen Haufen durch den Pulverdampf zu verhüllen, so daß die Treffsicherheit der gegnerischen Schützen herabgemindert wird.
2. *Anmarsch der großen Schlachtkörper*, gedeckt durch die Umrandung geharnischter Langspieße, welche sowohl gegen Reiterangriffe wie beschränkt auch gegen den Pfeilhagel schützen.
3. *Durchbruch der Vorhut* mit der geschlossenen Front der geharnischten Langspieße.
4. *Heranführen der Masse der Halpartiere* unter Bedeckung von 1000 Langspießen in Keilformation bis auf Nahkampfdistanz, Einbruch in die gegnerische Stellung und Auflösung der Schlachtordnung, Ausschwärmen zum Einzelkampf Mann gegen Mann.
5. Eventuell Heranführen weiterer Halpartiere in der *Nachhut*. Schutz gegen Flanken- und Rückenangriffe von gegnerischen Reitern.

Die Schlacht bei Murten ist nicht, wie man sie oft dargestellt hat, eine vorgeplante Umfassungsschlacht mit dem Ziel, den Gegner einzukreisen und in den See abzudrängen. Dies ergab sich erst faktisch aus dem Umstand, daß das Gros des Gegners noch in den Lagern seewärts lag. Konzipiert wurde die Schlacht bei Murten von eidgenössischer Seite als frontale Durchbruchsschlacht. Die Führungsauf-

gabe erstreckt sich vorwiegend auf die Bereitstellung und das Auslösen des Angriffs. Nachher konnte auf den Ablauf des Geschehens nur noch sehr beschränkt Einfluß genommen werden.

6. *Der Ablauf der Schlacht*

Der Ablauf der Schlacht entsprach den beidseits getroffenen Dispositionen. Wir stellen diesen Ablauf in Abbildung 4 dar. Es ist dies eine in den Proportionen des Stichs von Martin Martini überhöhte, mit einem Sitometer vom Mont Vully aufgenommene Panorama-Ansicht des Geländes mit Eintragungen der Stellungen und Bewegungen nach den synchronen Darstellungen von Martini und dem LS. Unter Zugrundelegung zentralperspektivischer Projektionslinien eines rechtwinkligen Gitters erlaubt diese Darstellung auch die Umzeichnung in eine Grundrißkarte. Für die Einzelheiten dieser Rekonstruktion muß auf Lit. 10 verwiesen werden, für die Interpretation weiterer Bildquellen zur Rekonstruktion des Schlachtablaufs auf Lit. 11/12.

In der Darstellung bedeuten die Ziffern: 1 Hauptquartier Karls des Kühnen; 2 Wagenburg und Lager des I. Korps; 3 Lager des II. Korps (Lombarden); 4 Lager des III. Korps (Graf von Marle), nur approximativ lokalisierbar aufgrund des LS; 5 Lager des IV. Korps (Graf von Romont); 6 Lager des Bastards (Reserve); 7 Laufgräben, Belagerungswerke und Artilleriestellungen seit 12./13. bzw. 14./15. Juni; 8 Mauerbresche vom 17. Juni und Abschnitt des Sturmangriffs vom 18. Juni; 9 Artilleriestellungen seit 20. (?) Juni.

Die folgenden Ziffern beziehen sich auf die Schlacht vom 22. Juni.

Kurz nach Mittag begann das verbündete Heer in Schlachtordnung den Vormarsch durch den Wald. BS, ZS und LS geben in ihren Bildern die charakteristische Einzelheit, daß dabei die Langspieße nachgeschleift wurden. Es mußte allein schon keine Kleinigkeit sein, mit derartigen Massen in geschlossener Formation einen Wald zu durchschreiten. Im Angesicht des Feindes wurde das Schlachtgebet verrichtet. Mehrere Berichte bezeugen, daß um diese Zeit der die ganze Nacht anhaltende Regen aufhörte und die durch das Gewölk brechende Sonne als gutes Zeichen aufgefaßt wurde (Murtenlied von Zoller, O. 495; Knebel, O. 501; nach Etterlin, O. 488 oben, hörte der Regen bereits am Morgen auf, als man die Schlachtordnung zu machen begann).